



Artikel 3

- (1) Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich.
- (2) Männer und Frauen sind gleichberechtigt.
- (3) Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden.

WOVON TRÄUMST DU?



Dalia Othman stammt aus Palästina und ist Projektmanagerin bei Jeem.me. Dalia sieht sich weniger als Aktivistin, sondern vielmehr als Anwältin. Jeem.me ist eine Webseite, die informative, kritische und kulturelle Inhalte auf Arabisch zu den Themen Gender, Sex und Sexualität bietet. Die Seite wurde vom Goethe-Institut initiiert: www.jeem.me/de

„Ich träume davon, dass wir mit Jeem.me einen sicheren Raum schaffen, in dem wir – in arabischer Sprache – frei und kritisch über feministische Kulturen und Sexualitäten sprechen können. Ich träume davon, dass die unerzählten Geschichten all der vielfältigen Gemeinschaften einmal zum Mainstream gehören.“

LIEBE LESERINNEN UND LESER!

Am 23. Mai dieses Jahres feierten wir den 70. Geburtstag des Grundgesetzes. Einen seiner zentralen Artikel haben wir auf den Titel dieser Ausgabe gedruckt. Es gibt viele Gründe dafür, dass wir stolz sein können auf unsere Verfassung. Doch wir alle wissen auch: Nicht immer stimmt die verbriefte Gleichheit „vor dem Gesetz“ mit der Wirklichkeit überein.

Das gilt für den Artikel 3 unseres Grundgesetzes genauso wie für den Artikel 7 der Menschenrechtscharta der Vereinten Nationen, die nur ein knappes halbes Jahr vor unserem Grundgesetz verabschiedet wurde und bestimmt: „Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich und haben ohne Unterschied Anspruch auf gleichen Schutz durch das Gesetz.“

Auf den folgenden Seiten wollen wir zeigen, vor welche Herausforderungen uns diese zeitlos klaren Worte bis heute stellen. Etwa, wenn es um technologische Entwicklungen wie jene im Rahmen der „Künstlichen Intelligenz“ geht, die die Mütter und Väter der Grundrechte nicht im Traum hatten vorhersehen können. So zeigt uns der Philosoph Philipp Hübl, wie gefährlich es ist, vermeintlich objektiven Computerprogrammen naiv zu vertrauen.

Als international tätige Kulturinstitution interessieren uns natürlich insbesondere auch die „Kulturen der Gleichberechtigung“ in aller Welt. Im Folgenden präsentieren wir Ihnen Geschichten unter anderem aus Bolivien, Taiwan und Brasilien. Aus Ägypten stammt die Anthropologin Dina Makram-Ebeid, die in ihrem Essay die Feminismusdebatten nördlich und südlich des Mittelmeeres



Johannes Ebert (links) und Klaus-Dieter Lehmann

beschreibt – und dabei die Verantwortung des „Nordens“ an der Armut im „Süden“ hervorhebt. Diese sei in vielen Fällen Folge des weltweiten Klimawandels, der vor allem von den Menschen in den reichen Ländern verursacht wird.

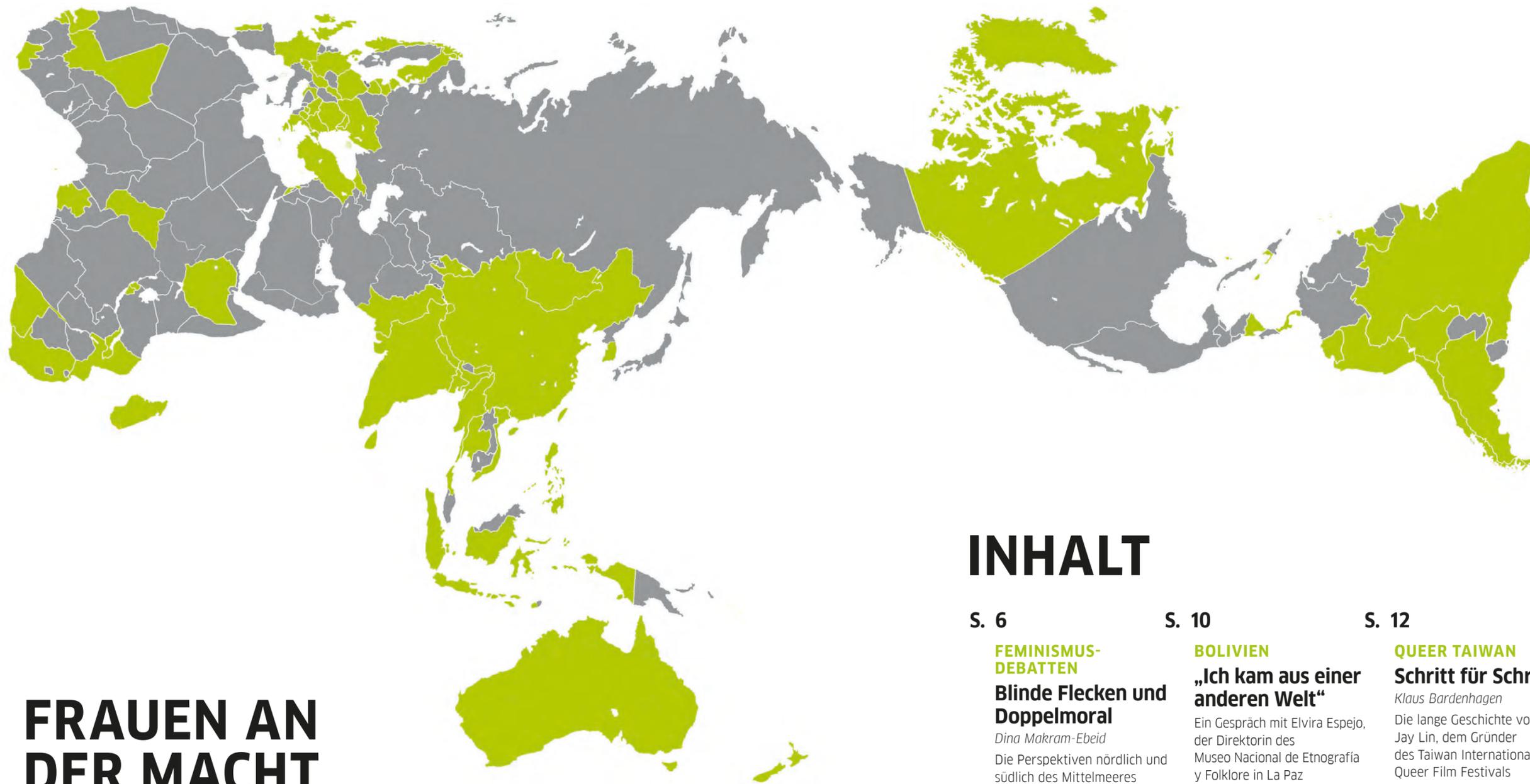
Wir wünschen Ihnen bei diesen und den anderen Geschichten viele interessante Einsichten und bedanken uns an dieser Stelle bei den Mitgliedern des Wirtschaftsbeirates des Goethe-Instituts für die Unterstützung bei der Realisierung dieser Ausgabe.

Klaus-Dieter Lehmann
Präsident

Johannes Ebert
Generalsekretär

WOVON TRÄUMST DU?

Für ihre Bildstrecke „Wovon träumst Du?“ porträtierte die Berliner Fotografin **Anja Weber** vier Gestalter*innen des gesellschaftlichen Wandels aus der arabischen Region, die Plattformen für die Auseinandersetzung mit Gleichberechtigung, Feminismus, Sex und Gender schaffen.



FRAUEN AN DER MACHT

Die Karte zeigt alle Länder, die schon einmal von einer Frau regiert wurden (grün). Dazu gehören neben Australien, Südafrika und Brasilien auch Indien, Pakistan, China und Mali. In den grau markierten Staaten stand hingegen noch nie eine Frau an der Spitze der Regierung. Dazu zählen etwa die Niederlande, Belgien, Russland und die USA.

Von den derzeit 194 Ländern auf der Welt haben 27 eine Regierungschefin.

Quelle und Stand der Daten: „The Telegraph“, 8.3.2018

INHALT

S. 6

FEMINISMUS-DEBATTEN

Blinde Flecken und Doppelmoral

Dina Makram-Ebeid

Die Perspektiven nördlich und südlich des Mittelmeeres

S. 10

BOLIVIEN

„Ich kam aus einer anderen Welt“

Ein Gespräch mit Elvira Espejo, der Direktorin des Museo Nacional de Etnografía y Folklore in La Paz

S. 12

QUEER TAIWAN

Schritt für Schritt

Klaus Bardenhagen

Die lange Geschichte von Jay Lin, dem Gründer des Taiwan International Queer Film Festivals

S. 16

GIRL GAMES

Schluss mit dem Jungsclub!

Annette Walter

Über die hartnäckigen Geschlechterklischees in Computerspielen

S. 20

KÜNSTLICHE INTELLIGENZ

Die Moral der Maschine

Philipp Hübl

Warum es gefährlich ist, wenn wir Algorithmen vertrauen

S. 22

FÜNF SÄTZE KUNST

In the Flesh

Natasha Matila-Smith über das Konzept der romantischen Liebe, um das sich ihre Installation dreht

Die meisten Weltkarten zeigen die Kugeloberfläche der Erde so, dass Nordamerika, Europa und Russland unverhältnismäßig groß und die Regionen südlich davon entsprechend klein erscheinen. Auf diesem Entwurf des japanischen Architekten Hajime Narukawa entsprechen die Größen und Entfernungen hingegen fast vollkommen der Realität.



BLINDE FLECKEN UND DOPPELMORAL

In den wohlhabenden Ländern läuft der Diskurs über die Rechte von Frauen aus den arabisch-muslimischen Regionen Gefahr, sich in klischeehaften Streitigkeiten über das Kopftuch zu verlieren. Dabei müsste es in der zunehmend globalisierten Welt um die Frage gehen, wie mehr Gerechtigkeit geschaffen werden kann.

DINA MAKRAM-EBEID

Im Sommer 2017 sprach ich im Goethe-Institut Kairo über feministische Kulturen in Europa und Ländern südlich des Mittelmeeres. Der Workshop diente der Vorbereitung des Tashweesh-Festivals Ende 2018. Ich muss gestehen, dass ich mich damit zunächst schwertat. Denn einerseits engagiert sich das Goethe-Institut seit vielen Jahren für das gesellschaftliche und kulturelle Leben in Ägypten. Andererseits fragte ich mich aber auch, ob sich hier nicht wieder ein Kulturinstitut aus europäischer Sicht des Themas Gleichberechtigung im Nahen Osten und Nordafrika annimmt.

Als Akademikerin hatte ich aus der Geschichte gelernt, dass das ständige Bemühen um die Befreiung der Frau und die Fetischisierung von Geschlechterverhältnissen allzu oft einer typisch hegemonialen und kolonialen Haltung entspringt. Durch den Fokus auf arabische und muslimische Subjekte und insbesondere Frauen als Symbol derjenigen, die „gerettet“ werden müssen, werden nicht selten problematische soziopolitische Praktiken in den Hintergrund gedrängt.

Überdies haben Debatten rund um den Feminismus nicht selten einen cliquenhaften Charakter. Dabei werden in Kreisen Gleichgesinnter alte Konzepte immer wieder neu formuliert und diskutiert – ohne diese unbedingt im Alltag umsetzen zu müssen. Der Feminismus, den ich einst als so befreiend empfand, konnte so zu einem starren Instrument werden, mit dem man die „Guten“ und den Rest voneinander trennte. Wenn ich in diesen Umfeldern über Feminismus spreche, fühle ich mich in derartigen Diskursen gefangen. Ich möchte daher die Rolle, die der Feminismus für uns spielt, neu überdenken. Ich denke, dass nur so eine solche transnationale Diskussion sinnvoll ist.

Um mich an diesen Debatten beteiligen zu können, musste ich mir zunächst darüber im Klaren sein, was Feminismus eigentlich für mich selber bedeutet. Je mehr ich darüber nachdachte, desto klarer wurde mir meine Ambivalenz gegenüber der Workshop-Einladung: Feminismus ist zum einen eine Form des Überlebens; zum anderen bedingt er auch eine Störung gegenwärtig bestehender Strukturen. Die Welt ist voller Ungerechtigkeiten, nicht nur für Frauen. Auch Menschen mit geringem Einkommen, „nichtkonformer“ Genderidentität, „People of Colour“ und viele andere leiden unter Benachteiligung. Hinzu kommt die ungerechte Ausbeutung von Ökosystemen und Rohstoffen.

Wir müssen verstehen, dass patriarchalische Strukturen mit vielen anderen Formen globaler Unterdrückung eng verflochten sind.

Für mich bedeutet Feminismus Haltung und Handeln, eine Form der Destabilisierung. Er offenbart die Macht und Zerbrechlichkeit nicht nur gegenüber bekannten Unterdrückungsstrukturen wie Patriarchat, Klassendenken, Rassismus, der Abwertung von

Menschen mit Behinderungen, Kolonialismus oder Trans- und Homophobie. Er spiegelt auch die Tendenz vieler „Berufsfeministinnen“ und „Berufsfeministen“ wider, die den Blick für die großen Zusammenhänge verlieren und ihre Kämpfe stattdessen in allzu engen Rahmen ausfechten.

Stattdessen würde ich sagen, dass ich als Feministin danach strebe, irgendwo zwischen dem zu liegen, was die Wissenschaftlerin und Autorin Sara Ahmed als „feminist killjoy“ bezeichnet – zwischen einer „Spielverderberin“, die ständig unbequeme Fragen stellt, die sonst gerne unter den Teppich gekehrt werden – und jener „bad feminist“ der US-Autorin Roxane Gay, die sich den allzu starren Regelwerken nicht unterwerfen will. Damit kritisiert sie diesen „essentiellen Feminismus“, der uns sagt, dass es unabhängig von unserer eigenen Individualität, Komplexität, Fragilität und unseren Lebensumständen eine klare Abgrenzung von richtigen und falschen Strategien gebe.

Aber abgesehen davon, dass sich Feminismus gegen globale Ungerechtigkeiten und persönliche Dogmen richtet, geht es mir dabei auch um mein eigenes Leben. Er bietet mir eine Sprache und eine Gemeinschaft. Mit seiner Hilfe kann ich meine sehr persönlichen Erfahrungen mit anderen teilen. All dies ging mir durch den Kopf, als ich mich fragte, wie ich diesen fragilen und doch mächtigen Feminismus vor den Teilnehmerinnen und Teilnehmern jenes Workshops in Kairo präsentieren konnte. Vor allem aber wollte ich dabei auf keinen Fall als „professionelle Feministin“ wahrgenommen werden.

Als Journalistinnen und Journalisten aus aller Welt mich während der Revolution von 2011 in Ägypten über die Rolle der Frauen



Dina Makram-Ebeid studierte Wirtschaftswissenschaften in Kairo und Sozialanthropologie in London, wo sie auch promovierte. Heute lehrt sie am Department of Sociology, Egyptology and Anthropology der American University in Cairo.

befragten, verweigerte ich oft die Antwort. Das war damals eine radikale Position, mit der ich auf das Bedürfnis vieler Medien nach der schnellen sensationellen Geschichte reagierte. Ich wollte ihnen nicht genau das erzählen, was das westliche Publikum erwartete: die Geschichte von den ägyptischen Frauen, die sich mit der Revolution aus häuslicher Unterdrückung und Rückständigkeit befreiten, die zornig und zivilisiert wurden wie ihre westlichen Genossinnen.

Solche Narrative, die die Klischees von der Frau im Orient bedienen, widersprachen meinen Vorstellungen vom Feminismus. Natürlich glaubte ich nicht, dass Frauen in Ägypten in einer guten Lage sind. Doch ich war stets überzeugt, dass sich diese Situation nur ändern ließ, wenn wir verstehen, dass patriarchalische Machtverhältnisse und Strukturen mit vielen anderen Formen globaler Unterdrückung eng verflochten sind.

Die Fragen jener Journalistinnen und Journalisten führten mir die Doppelmoral vor Augen, die ihrerseits die blinden Flecken in transnationalen feministischen Debatten widerspiegelt. Sie waren geprägt von einer Stigmatisierung der „Migrantin“ oder des „Migranten“, der Muslime und Araberinnen, was sie tragen und wie sie leben. Fragen nach den politischen Hintergründen globaler Ungleichheiten waren gar nicht möglich – daran waren die Fragesteller gar nicht interessiert, davon hatten sie gar keine Ahnung.

Ich meine: Wie sollen wir die Rechte der Frauen und deren Erscheinungsbild in der Öffentlichkeit bewerten, wenn wir nicht anerkennen, dass wir im Süden den höchsten Preis für den Klimawandel zahlen und ein Leben unter freiem Himmel in den

meisten Monaten des Jahres physisch fast unmöglich ist? Ist denn nicht klar, dass es in Ägypten immer heißer und unwirtlicher wird, weil der globale Norden die meisten Ressourcen unseres Planeten verbraucht? Immer mehr internationale Konzerne drängen auf unsere Märkte und prägen das Bild unserer Städte.

Was bedeutet es, über die Rechte der Frauen und ihre Rolle im öffentlichen Leben zu sprechen, wenn gleichzeitig die Auslandsverschuldung Ägyptens immer weiter ansteigt und den Menschen des Landes zunehmend die Möglichkeit nimmt, ihre Probleme selbst zu lösen? Mit anderen Worten: Wenn wir die Potenziale der verschiedenen feministischen Agenden nutzen wollen, müssen wir die globalen Ungleichheiten und die intersektionellen Diskriminierungsformen berücksichtigen (*Anm. d. Red.:* Der Begriff Intersektionalität wurde 1989 von der US-amerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw geprägt und steht für ein Konzept aus den 1970er- und -80er-Jahren).

Vielerorts ist leider zu beobachten, dass sich die Intersektionalität immer mehr in den Agenden der „Diversität“ verliert, bei der es um die paritätische Repräsentation von „Minderheiten“ geht. In aller Welt rühmen sich Unternehmen und die Medien mit ihren Bemühungen um Gleichstellung. Die Soziologin Sara Salem von der London School of Economics konstatierte, dass die Intersektionalität, die als radikale Theorie aus den alltäglichen Kämpfen unterdrückter schwarzer Frauen hervorging, irgendwann im akademischen und kulturellen Diskurs verwässerte. Was einst den politischen Kampf prägte, beschränkt sich heute auf die Beschreibung von Unterschieden und Privilegien – ohne die großen politischen Rahmenbedingungen zu hinterfragen.

Um intersektionellen feministischen Agenden zum Erfolg zu verhelfen, bedarf es daher mehr als Diversity-Meetings und der Einbeziehung nicht-weißer Frauen, wie ich selbst eine bin. Für mich geht es bei allen feministischen Allianzen immer auch darum, wirtschaftliche und politische Privilegien und Ungleichheiten aufzuzeigen. Es geht also darum, im Lichte komplexer und dynamischer Machtkonstellationen feministische Fragen anders zu stellen – und andere feministische Fragen zu stellen. Es geht auch darum, ganz im Sinne der „feminist killjoys“, der feministischen Spielverderber, ältere und scheinbar unmoderne Konzepte – wie Imperialismus und Kolonialismus – wieder in die Debatte einzubringen, auch wenn sie nicht so sexy sind wie Intersektionalität.

Bis heute steht das Kopftuch im Mittelpunkt vieler feministischer Debatten. Mir ist klar, wie wichtig dieser Kampf für das Recht der Frauen, zu tragen, was sie wollen, ist. Gerade auch im Sinne der Intersektionalität. Und gerade auch in Europa, wo dieses Recht allen, nur nicht den muslimischen Frauen zugestanden wird. Gleichzeitig dürfen wir uns nicht darauf beschränken. Denn die Fokussierung auf den Schleier ist vor allem deshalb so schlimm, weil sie die Ausgrenzung der muslimischen Frauen verstärkt – und die zugrundeliegenden Mechanismen des Patriarchats, die fast alle Gesellschaften der Welt prägen, verkennt. Immer wieder geht es also darum, den Körper und das Erscheinungsbild der Frau zu stigmatisieren und zugleich den politischen und wirtschaftlichen Kontext auszublenden. Für mich ist dies die größte Erniedrigung der Frauen, die es angeblich zu befreien gilt.

Ich denke daher, dass andere Themen im Mittelpunkt der feministischen Debatten nördlich und südlich des Mittelmeeres stehen sollten – zum Beispiel: die ökologische Gerechtigkeit. Der katastrophale Anstieg der globalen Temperaturen belastet gerade in den armen Ländern die Wirtschaft und verstärkt dort die Armut von Frauen. Verursacht wird der Klimawandel vor allem von den reichen Ländern, die immer wieder das Kopftuch als das drängendste Thema auf feministischen Agenden vorbringen.

Mit der globalen Erwärmung steigt die Zahl der bewaffneten Konflikte dramatisch an. Müssen Feministinnen und Feministen angesichts dieser Zahlen nicht eher fragen, was diese klimatische Ungleichheit für Frauen und Minderheiten im Nahen Osten und nördlichen Afrika bedeutet, die von Konflikten geplagt sind und zu den größten Verlierern des Klimawandels zählen? Ökofeministinnen und Ökofeministen beschäftigen sich mit den Verbindungen zwischen Frauen und geschlechtsvarianten Menschen auf der einen und der Umwelt auf der anderen Seite in dem Sinne, dass beide von männlich geprägten Systemen unterdrückt oder ausgebeutet werden.

Trotz ihrer enormen Bedeutung spielen diese Themen im Dialog zwischen Europa und der arabischen Region bisher kaum eine Rolle. Ich frage mich, ob dies daran liegt, dass die Debatten oft die spezifischen Erfahrungen von arabischen beziehungsweise muslimischen Frauen und die Besonderheit ihrer Körper betonen. Oder ob die Gründe darin liegen, dass diese Kritik einfordert, dass die beteiligten Seiten für die von ihnen verursachte Gewalt und Ungerechtigkeiten einstehen.

„Klimagerechtigkeit“ ist nur ein Beispiel, bei dem es noch viele Potenziale für neue Agenden und Allianzen gibt. An vielen anderen Stellen kann an die Erfolge angeknüpft werden, die nördlich und südlich des Mittelmeeres bereits erreicht wurden: beim Kampf um körperliche Unversehrtheit, um sexuelle Selbstbestimmung und um die Sichtbarmachung unbezahlter Arbeit. Je stärker wir dabei globale Ungleichheiten und das Zusammenwirken verschiedener Diskriminierungsformen berücksichtigen, desto relevanter werden unsere Feminismen. Vielleicht schaffen wir das, indem wir Sprachen und Denkmuster suchen, mit denen wir Möglichkeiten schaffen, anstatt sie auszuschließen; die uns helfen, die Ambivalenzen, die verpassten Konversationen, die Mehrdeutigkeiten und die Zerbrechlichkeiten in den Blick zu nehmen.

Die Geschichte meiner eigenen Überlegungen, wie ich zu einem Workshop zu Feminismus bei einem europäischen Kulturinstitut beitragen kann, zeigt, dass diese Zwiespältigkeit, dieses Unbehagen tatsächlich sehr fruchtbar sein können. Wir müssen unsere Feminismen ständig hinterfragen und durchrütteln – „queeren“ –, und zwar nicht nur, indem wir LGBTQI-Rechte berücksichtigen, sondern auch, indem wir immer wieder unsere Agenden infrage stellen, sie zu einer Art Quälgeist machen, zu einer Quelle der Störung und Destabilisierung der gegenwärtigen Ordnung der Dinge. Nicht zuletzt, damit Feminismus das bleibt, was er für viele von uns ist: eine Form des Überlebens.

WOVON TRÄUMST DU?



Amahl Khouri ist transmasculine*r jordanisch-deutsche*r Theaterautor*in. Amahls Stück „She He Me“ wurde kürzlich am Wiener Kosmos Theater inszeniert. Amahl nahm im Herbst 2018 am Tashweesh-Festival in Brüssel teil.

„Ich träume vom Ende des Patriarchats.“

„ICH KAM AUS EINER ANDEREN WELT“

Schon in der Schule wollte sie, was traditionell nur Jungen durften: lernen. Mit 15 Jahren verließ Elvira Espejo ihre Familie im Hochland Boliviens. Heute ist sie 38 Jahre alt und Direktorin des Museo Nacional de Etnografía y Folklore in La Paz. Ein Gespräch über einen mutigen Entschluss.



Sie waren noch fast ein Kind, als Sie Ihre Familie verließen. Wie kam es dazu?

Mich beschäftigte schon als Mädchen immerzu die Frage, warum Männer Zugang zu Bildung haben, Frauen aber nicht. Als ich in die 3. Klasse ging, saßen noch genau so viele Mädchen wie Jungen in der Klasse. In der 5. Klasse gab es dann jedoch nur noch zwei oder drei. Danach war für Mädchen Schluss. Ich wollte aber studieren.

Wie reagierte Ihre Familie darauf?

Für sie war klar: Männer haben in allen wichtigen Dingen das Sagen, während die Frauen die Herde hüten. Dass ich diese Rollen nicht akzeptierte, war für sie ein Schock. Doch ich ließ mich nicht beirren – bis sie am Ende nur noch sagten: „Wenn du studieren willst, musst du dich auch selbst finanzieren. Wir sind Bauern, aber wir bauen kein Geld an.“

Ich war 15, als ich mein Dorf verließ, und mir war bewusst, dass ich nun arbeiten gehen musste, damit ich mir den Schulabschluss leisten konnte.

Wie ging es weiter?

Mein Ziel war das Städtchen Challapata, wo ich die Klosterschule einer italienischen Pfarrei besuchte. Nebenbei arbeitete ich als Küchengehilfin, später auch als Köchin. Dann bot mir der Pfarrer eine Stelle in der Gemeinde an. Dort suchte man nach einer Person, die die lokalen Sprachen beherrschte. In dieser Position lernte ich viel darüber, wie administrative Strukturen funktionieren. Diese Erfahrungen in der Verwaltung halfen mir später, mich in der Großstadt, insbesondere am Museum, zurechtzufinden. Nebenbei machte ich das Abitur.

... und entdeckten Ihre Begeisterung für die Kunst.

Ja, in der Pfarrei und im Ort gab es viele Gemälde, Fresken und Wandmalereien. Ich wollte wissen, wie diese Werke entstehen. So lernte ich die Künstlerinnen und Künstler kennen – und wollte schließlich selber Kunst studieren. Also ging ich nach La Paz – und war an der dortigen Kunstakademie die einzige Frau in traditioneller Kleidung. Das war wirklich schwierig, oft ein regelrechter Kampf. Aber mir war die Konzentration auf mein

Elvira Espejo kam 1981 in Qaqachaka, Bolivien, zur Welt. Ihre Mutter gehörte zur Gemeinschaft der Aymara, ihr Vater hat Quechua-Wurzeln. Sie studierte bis 2004 Malerei und Textilgestaltung an der Nationalen Kunstakademie in La Paz. Sie ist als plastische Künstlerin, Weberin, Geschichtenerzählerin und Poetin tätig.

Studium wichtiger. Die Alliance Française gewährte mir nicht nur ein Stipendium, sodass ich Französisch lernen konnte, sie bot mir auch einen Ausstellungsplatz für meine Werke.

Doch Sie verließen die Millionenstadt wieder.

Ja, mir war das Leben dort zu kompliziert, ganz auf mich allein gestellt. Ich ging in mein Dorf zurück – wieder ein Schock für meine Familie. „Nun hast du so hart gearbeitet und keine Arbeit!“, warfen sie mir vor. Meine Freundinnen hatten inzwischen Haus und Familie, ich kam mit leeren Händen zurück. Was folgte, war ein ständiger Kampf ums Überleben. Ich nahm jeden Job an. Zum Glück war und ist mir Geld nicht so wichtig.

Dann entdeckten Sie die textile Kunst Ihres Landes.

Ja, nach meiner Rückkehr kam ich über eine Frauenorganisation in den Kontakt mit Weberinnen im Hochland Boliviens. Ich begeisterte mich für die andine Textilkunst und ihre Techniken. Diese Kunstwerke sind unglaublich gute Abbilder sozialer Geflechte und offenbaren viel über die Kultur der Gemeinschaften. 15 Jahre beschäftigte ich mich damit, am Ende habe ich drei Bücher dazu veröffentlicht.

Vor sechs Jahren übernahmen Sie die Leitung des Museo Nacional de Etnografía y Folklore in La Paz.

Ethnografie, Ethnologie, Folklore: Für mich sind das akademische Erfindungen, die Klischees erzeugen – ähnlich wie die Unterscheidung zwischen Kunst und Kunsthandwerk. Sie entstammen der egozentrischen Sprache der Kolonisatoren. Diese wissen nur, wie sie uns nennen, wie sie uns sehen und uns behandeln. Ich spreche deshalb immer von „Gemeinschaften“. Uns geht es darum, wie verschiedene Gemeinschaften verschiedene Kulturen entwickelten, es geht um kulturelle Multidisziplinarität.

Das gilt besonders für Bolivien, das sich als plurinationaler Staat definiert. Was ist darunter zu verstehen?

Unter den elf Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern des Landes werden 36 Sprachen gesprochen! Jede davon steht für eine Nationalität mit eigener kultureller Identität. Die Aymara, Quechua, Guarani und Uru sind nur die größten und bekanntesten dieser Gemeinschaften. Diese Vielfalt ist es, die unsere Plurinationalität ausmacht. Doch es wird noch Generationen dauern, bis sie von allen gelebt wird. Wir wollen aber auch die Vielfalt anderer Lebensformen würdigen – etwa die transsexueller Gemeinschaften. Unser Museum muss die Diversität und die Realität des Landes widerspiegeln.

Wie gehen Sie mit dem kolonialen Erbe um?

Es geht uns nicht um rein chronologische Darstellungen der Geschichte, wir wollen vielmehr die Verbindungen zwischen der



Erforschung und der Lebensrealität der Gemeinschaften aufzeigen. Aus den jeweiligen linguistischen, historischen, sozialen, ökonomischen und geografischen Perspektiven heraus fragen wir uns: Was ist Kultur, was ist Identität, und was ist Wissenschaft? Am Ende steht so etwas wie ein Stammbaum der Gemeinschaften. Ein Museum darf also nicht allein Objekte bewahren und ausstellen. Es muss vielmehr Zusammenhänge sichtbar machen und kluge Fragen stellen. Und es muss die jungen Leute erreichen.

Was sind die aktuellen Themen, die Sie und das Museum beschäftigen?

Ich kam aus einer anderen Welt ins Museum. Als Frau vom Land ist mir wichtig, den Acker im Einklang mit der Natur zu bearbeiten. Dieser Gedanke der Nachhaltigkeit ist auch hier im Museum wichtig: Wir müssen bei jedem Objekt nach den Zusammenhängen fragen, in denen es entstand. Im Moment erforschen und sichern wir mündliche Überlieferungen. Dabei wollen wir den Gemeinschaften, die diese Narrative nie verschriftlicht haben, mit großem Respekt begegnen. Wie viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler haben sich diese Geschichten erzählen lassen, sie veröffentlicht – und die eigentlichen Urheber niemals genannt?

Was antworten Sie, wenn man Sie nach Ihrer Identität fragt?

Früher hätte ich gesagt: Ich komme aus jenem Dorf. Oder: Meine Wurzeln liegen im Aymara und Quechua, jenen Gemeinschaften meiner Mutter und meines Vaters. Aber in La Paz und der Welt lebend sage ich jetzt: Ich bin Elvira Espejo – Punkt.

Die Fragen stellte **SABINE HENTZSCH**, Leiterin des Goethe-Instituts Bolivien in La Paz.

SCHRITT FÜR SCHRITT

Eigentlich wollte er nie in der Öffentlichkeit stehen. Doch dann wurde Jay Lin zum Aushängeschild einer Bewegung für Toleranz und Vielfalt – und seine Heimat Taiwan zum Vorreiter in Asien. Der Weg dahin war kein leichter.

KLAUS BARDENHAGEN

Frühjahr 2019: Wenn Jay Lin sein neues Projekt vorstellt, kennt er jeden, und jeder kennt ihn. In einem smarten Coworking-Space, tief verborgen in einem unansehnlichen Betonklotz mitten in Taipeh, begrüßt er seine Gäste. Eine, die sich gern mit ihm ablichten lässt, ist Taiwans Vize-Kulturrepräsentantin Ting Hsiao-ching. Lin, Mitte 40 und schwuler Familienvater, hat sich einen Ruf erworben: Was er anpackt, das setzt er auch um – in der Medienbranche und als LGBTQI-Aktivist. Beides zusammenzubringen, queeren Themen mehr Sichtbarkeit in Medien und Gesellschaft zu geben, daran arbeitet er. Seine Erfolge und Rückschläge spiegeln die Entwicklung ganz Taiwans wider.

„Taiwan steht für Offenheit“, sagt Lin, als er zum Mikro greift. Sein Projekt „GOL STUDIOS“ soll LGBTQI-Filmemacherinnen und -Filmemacher in Taiwan, Asien und weltweit vernetzen – von der ersten Idee über die Finanzierung bis zur Auswertung auf Lins eigener Streaming-Plattform. Weil Taiwan sich als Insel der Toleranz präsentieren kann, gibt die Regierung Fördergeld. „Es ist wichtig, dass die ganze Welt Taiwan sieht“, sagt Ting Hsiao-ching, bevor sie sich mit zum Gruppenbild aufstellt.

Auch ein schmaler, weißhaariger Mann mit Regenbogen-Stirnband erklimmt die Bühne. Chi Chia-wei ist der Veteran unter Taiwans Schwulenrechtsaktivisten. Schon vor mehr als 30 Jahren, als die Regierung noch per Kriegsrecht herrschte und es gefährlich war, Vielfalt zu fordern, kämpfte Chi gegen Diskriminierung. Damals besuchte Jay Lin in Kalifornien, wohin seine Familie ausgewandert war, die Highschool. Zum Abschlussball ging er mit einem Mädchen, sein Coming-out lag noch in ferner Zukunft.

Mitte 1994: Der Weg, der Jay Lin bis zu einem Auftritt vor mehr als 100.000 Menschen führen wird, beginnt in einem Studentenwohnheim in Göttingen. Mit Anfang 20 lebt er hier als Austauschstudent. Eines Tages ruft er seine Freunde zusammen, mit denen er seit einem Jahr Tür an Tür lebt, Küche und Wohnraum teilt. Er

hat Angst. Sein letzter Monat ist angebrochen, er hatte eine gute Zeit, nun soll der Abschied so ehrlich wie möglich sein. Noch nie hat er sich jemandem offenbart, der nicht selbst schwul ist. Nun ist es so weit und dann auch noch in einer fremden Sprache. „Ich muss euch etwas sagen“, nimmt Lin seinen Mut zusammen, dann ist es heraus. Die Reaktion: ein deutsches „Na und?“

Die Kraft aus dieser Erfahrung nimmt Lin mit zurück nach Kalifornien. In seinem letzten Jahr am College kann er einfach nur er selbst sein. Nur seine Eltern ahnen nichts. Bis zum Coming-out ihnen gegenüber soll es noch 20 Jahre dauern.

Herbst 2005: Durch die Straßen von Taipeh zieht zum dritten Mal eine Pride Parade. Einige Tausend Männer und Frauen tragen Kostüme, Spruchbanner – und oft Masken, denn sie wollen nicht im Fernsehen erkannt werden, von Kolleginnen und Kollegen oder der Familie daheim. Taiwan ist seit etwa zehn Jahren demokratisch, doch das Leben in Taipeh, wo es ein Schwulenviertel, Bars und Clubs gibt, ist von Taiwans Provinz weit entfernt. Auch Chi Chia-wei ist dabei, schwingt über der Menge eine große Regenbogenflagge. Er streitet seit Jahren mit den Institutionen, die es ihm verbieten, seinen Partner zu heiraten. Die Medien zeigen lieber Extreme wie enge Badehosen und Ganzkörper-Latexoutfits.

Vom Straßenrand sieht Jay Lin zu, marschiert aber nicht mit. Er ist gerade erst zurückgekehrt nach Taiwan, hat eine neue Firma gegründet. Noch fühlt er sich zu verwundbar, um sich zu exponieren. Mit 32 hat er viel durchgemacht, ein Café betrieben, Jura studiert, eine schwere Erkrankung überstanden und war zweimal mit Geschäftsideen gescheitert. Nun muss es klappen. Lins neue Firma verkauft Ausstrahlungsrechte von internationalen Fernsehsendern an Kabelnetzbetreiber.

Herbst 2014: In seiner Heimatstadt Kaohsiung in Südtaiwan macht Lin das Kino bereit für die Premiere seines neuen Filmfestivals.



Jay Lin (links) ist seit 2016 Vater von Jakob und Kai, die er zusammen mit seinem Partner Jona Chen aufzieht. Eine lesbische Freundin hatte die Eizellen gespendet, ausgetragen wurden die Zwillinge von einer Leihmutter in den USA.

Doch in Gedanken ist er bei einem Gespräch, das er Jahrzehnte vor sich hergeschoben hat: das erste Treffen mit seinen Eltern als offen schwuler Mann. „Sie müssen es nicht wissen, ich will ihnen nicht wehtun“ – lange hatte er es so gerechtfertigt, warum er ihnen keinen reinen Wein einschenkt. Doch nun kann und will er die Illusion des erfolgreichen Sohnes, der zu beschäftigt ist, um ans Heiraten zu denken, nicht mehr aufrechterhalten. Mit seinem neuen Partner Jona Chen will er eine Familie gründen, auch wenn das Gesetz ihnen Hürden in den Weg stellt.

Mit dem ersten Taiwan International Queer Film Festival tritt Jay Lin in die Öffentlichkeit. Seine Firma läuft gut. Der Unternehmer sucht eine neue Herausforderung und entscheidet sich für etwas, das ihm am Herzen liegt: Lin will LGBTQI-Filme und Künstlerinnen und Künstler nach Taiwan bringen, sie so sichtbar machen und Verständnis wecken. Schon als Student liebte er die Filmbranche und veranstaltete Festivals. Nun möchte er es im großen Stil aufziehen – und seinen Enthusiasmus wiederentdecken, der in der Alltagsroutine verloren ging.

Lins Schwester bereitet die Eltern aufs Coming-out vor. Als sie vom Festival erfahren, ist die erste Reaktion noch: „Wie nobel von unserem Sohn, dass er sich für Minderheiten einsetzt.“ Beim Treffen in Kaohsiung kommt dann alles zusammen: Enttäuschung, weil er sie nie eingeweiht hatte, und das Bedauern darüber, dass er wegen ihnen so lange mit einer Lüge leben musste.

Trotz allem ist das Coming-out ein gutes Erlebnis und stärkt die Familienbande. Weil viele in Taiwan es nicht wagen, will Lin nun noch stärker Vorbehalte in der Gesellschaft abbauen, dreht Videos mit seinen Eltern. Einige Wochen später marschiert er in Taipeh das erste Mal bei der Pride Parade mit. Mit mehr als 60.000 Teilnehmerinnen und Teilnehmern ist sie – abgesehen von Tel Aviv – bereits zu diesem Zeitpunkt die größte in Asien (2018 sind es 130.000). Und nur ganz wenige tragen noch Masken.

Ende 2016: Jay Lin taucht ein in ein Meer des Schwulenhasses. Mehr als 10.000 Demonstrantinnen und Demonstranten sitzen neben dem Parlament auf der Straße. Sie tragen Weiß, skandieren „Schützt die Familien!“ und wettern gegen Pläne der Abgeordneten, die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare zu öffnen. Auch Lin trägt Weiß, um nicht aufzufallen. Sein Kamerateam dreht für eine Dokumentation, er wandert auf eigene Faust durch die Menge und erlebt einen massiven Schock. Einige Demonstranten vergleichen Homosexualität mit Sodomie oder warnen vor Aids. Von der Bühne tönt ein schwulenfeindlich umgetextetes Kinderlied, alle singen mit. Obwohl christliche Kirchen diese Bewegung tragen, ist von Nächstenliebe wenig zu spüren. So, wie Lin selbst sich gern mit Gleichgesinnten umgibt, dringt er hier in eine andere Filterblase ein.

Am Rand des Geländes hält ein Häuflein Gegendemonstrantinnen und -demonstranten Schilder hoch. Polizisten trennen sie von der Menge. Konfrontation führt zu nichts, erkennt Lin, zurückbrüllen bestärkt die andere Seite nur. Und nicht alle sind Fanatiker. Was fehlt, ist ein Dialog, der nicht von Emotionen überlagert wird. Schon im Jurastudium hatte Lin erkannt, dass er kein guter Anwalt wäre. Es lag ihm nicht, wie Kommilitoninnen und Kommilitonen sich in Fälle verbissen und auf jeden Fall gewinnen wollten. Später arbeitete er zwei Jahre als Mediator. Gewonnen hatte er, wenn beide Seiten sich einigten und ihren Streit beilegten.

Einige Monate später ist die Dokumentation „Queer Taiwan“ fertig. Die erste Folge beginnt mit Aufnahmen der Demonstration in Weiß. Die beiden schwulen Moderatoren reden nicht nur mit LGBTQI-Aktivistinnen und -Aktivisten, sie treffen auch Vertreterinnen und Vertreter der Gegenseite. Zwar ändert niemand seine Meinung, doch immerhin verlaufen die Gespräche respektvoll. „Queer Taiwan“ ist mit Lins neuem Streaming-Dienst „GagaOOLa“ frei verfügbar. Die Plattform mit mehr als 1.000 Videos, quasi Asiens schwules Netflix, soll sein Unternehmen unabhängig

machen vom einbrechenden Kabel-TV-Geschäft. Lin will auch ein Hetero-Publikum erreichen, mit gut erzählten Geschichten, nicht nur gut gemeinten Themen.

Die Bewegung braucht Aushängeschilder. Lin ist seit 2016 Vater von Zwillingen. Die Eizellen stammen von einer lesbischen Freundin, zur Welt gebracht hat sie eine Leihmutter in den USA. Jakob (der Name, den Lins deutsche Lehrerin ihm auf der Highschool gab) und sein Bruder Kai werden von Lin und Jona Chen, der seine Arbeit als Koch aufgab, gemeinsam aufgezogen. Rechtlich abgesichert ist die Familie nicht, gleichgeschlechtliche Partner dürfen nicht adoptieren. Es gibt kaum offen schwule Väter in Taiwan. Obwohl Lin noch das Windelwechseln lernt, lässt er Medien wie die BBC seine Familie porträtieren. Und er tritt vor mehr als 100.000 Menschen auf die Bühne, nach einem großen Solidaritätskonzert, das er mitorganisiert hat. „Das ist ein entscheidender Moment“, ruft er der Menge zu. „Lasst uns das Beste aus dieser Gelegenheit machen!“

Doch Anfang 2017 bleibt der Gesetzentwurf im Parlament stecken. Viele Abgeordnete knicken unter dem Druck der Proteste ein. Lins Gesundheit und Beziehung leiden unter der Belastung. Er will sich nicht aufopfern, gibt die Leitung des Filmfestivals – das seit 2016 auch vom Goethe-Institut unterstützt wird – aus der Hand.

Frühjahr 2017: Ein Jubelschrei aus Tausenden Kehlen, Menschen fallen sich um den Hals und weinen vor Freude. Noch nie hatte eine Liveübertragung aus Taiwans oberstem Gericht solche Emotionen ausgelöst. Vor einer Videoleinwand neben dem Parlament verfolgt auch Jay Lin, wie ein Sprecher eine Entscheidung verliest. Es geht um die Verfassungsbeschwerde von Chi Chia-wei, der ein paar Meter entfernt steht. Nach vielen Jahren scheint sein Ziel erreicht: Es sei verfassungswidrig und diskriminierend, dass Homosexuelle nicht heiraten dürfen, so die Richter. Innerhalb von zwei Jahren muss der Gesetzgeber Abhilfe schaffen. Der Weg zur Ehe für alle scheint plötzlich wieder frei. Der deutsche Bundestag beschließt sie im Juni 2017, in Asien würde Taiwan sie als erstes Land einführen. Doch dann passiert lange nichts.

Ende 2018: Vor dem Wahllokal reiht Jay Lin sich mit seiner Mutter in eine lange Schlange ein. Heute stehen in Taiwan nicht nur Regionalwahlen an, es wird auch über die Ehe für alle abgestimmt. Ihre Gegnerinnen und Gegner haben drei Volksabstimmungen durchgesetzt, sie fordern vor allem ein Extragesetz ohne die Bezeichnung „Ehe“ und mit weniger Rechten. Außerdem wollen sie, dass Schülerinnen und Schüler im Unterricht weniger über Homosexualität erfahren.

Lin hat kein gutes Gefühl. Die LGBTQI-Bewegung hatte sich zu lange auf dem Richterspruch und ihrer vermeintlichen moralischen Überlegenheit ausgeruht und der anderen Seite die Initiative überlassen. Kirchengemeinden mobilisieren ihre Anhängerschaft, an Gotteshäusern hängen Plakate („Jesus liebt Familien“), Videos und Spruchbilder per Messenger machen die Runde. Viele Informationen sind irreführend, alte Vorurteile werden wieder aufgewärmt.

Am Abend ist klar: Die Gegnerinnen und Gegner der Homoehel haben sich mit 72 Prozent der Stimmen durchgesetzt. Lin ist bei einem Treffen der LGBT-Allianz, verfasst eine Pressemitteilung. Die Aktivistinnen und Aktivisten waren auf die Niederlage vorbereitet, doch sie sind besorgt, dass junge Schwule und Lesben sich angesichts des niederschmetternden Ergebnisses etwas antun könnten.

Frühjahr 2019: Abenddämmerung in Taipeh. Im Nieselregen sind Jay Lin und Jona Chen unterwegs. Nur ein paar Ecken von ihrer Wohnung entfernt liegt im Erdgeschoss eines Apartmentblockes der Kindergarten, wo sie Jakob und Kai abholen. Die Erzieherin berichtet über den Tag, die Dreijährigen drängen ungeduldig zum Aufbruch. Erst vor einer Woche haben sie hier Plätze bekommen. Für die Erzieherinnen und Eltern spielt es keine Rolle, dass die beiden zwei Papas haben – die nun auch offiziell heiraten dürfen.

Kurz vor Ablauf der Frist hatte Taiwans Regierung endlich einen Gesetzentwurf vorgelegt: Die Ehe-Paragrafen bleiben unangetastet, es gibt ein eigenes Gesetz – aber nicht für eingetragene Partnerschaften zweiter Klasse wie früher in Deutschland. Gleichgeschlechtliche Verbindungen werden nun tatsächlich als reguläre Ehen registriert. Auch die Adoption von leiblichen Kindern des Partners wird möglich – das könnte Jona Chen betreffen.

Wieder regte sich Protest. Aber diesmal hatten die LGBTQI-Aktivistinnen und Aktivisten ihre eigene Kampagne besser vorbereitet. Sie versuchten, Unentschiedene mit persönlichen Schicksalen von Betroffenen zu überzeugen. Lin hatte kurze Onlinevideos produziert, nicht für öffentliche Plattformen, sondern zum direkten Teilen mit Bekannten. Kinder sollten sie ihren Eltern schicken, Enkel den Großeltern und dann mit ihnen darüber reden.

Am 17. Mai beschloss Taiwans Parlament das Gesetz, eine Woche später trat es in Kraft.

Ändert sich weltweit das gesellschaftliche Klima, wird Vielfalt eher akzeptiert? Als Medienmacher beobachtet Lin, wie LGBTQI-Rollen in Hollywood-Produktionen immer selbstverständlicher werden. Dass bei den Oscars 2019 außergewöhnlich viele Filme mit schwulen und lesbischen Themen eine Rolle spielten wie „Bohemian Rhapsody“ und „The Favourite“, markiert für ihn eine Zeitenwende. Mit seinen eigenen Projekten will er dazu beitragen, dass der Trend weitergeht.

Ob Jay Lin und sein Partner tatsächlich bald heiraten, steht nicht fest. Jona Chens Eltern, die an Taiwans entlegener Ostküste leben, wissen noch immer nicht, dass ihr Sohn schwul ist. Weil die Zwillinge jetzt aus dem Größten raus sind, scheint eine Absicherung über die Ehe plötzlich weniger dringend. Trotzdem will Lin weiter für die komplette Gleichstellung kämpfen. „Nicht für mich, sondern für andere. Rund um mich herum sehe ich so viele, die das wollen und brauchen.“

KLAUS BARDENHAGEN ist freier Journalist und lebt seit 2008 in Taiwan. Er schreibt für Print- und Onlinemedien, arbeitet für Radiosender und dreht Fernsehbeiträge als Videojournalist.



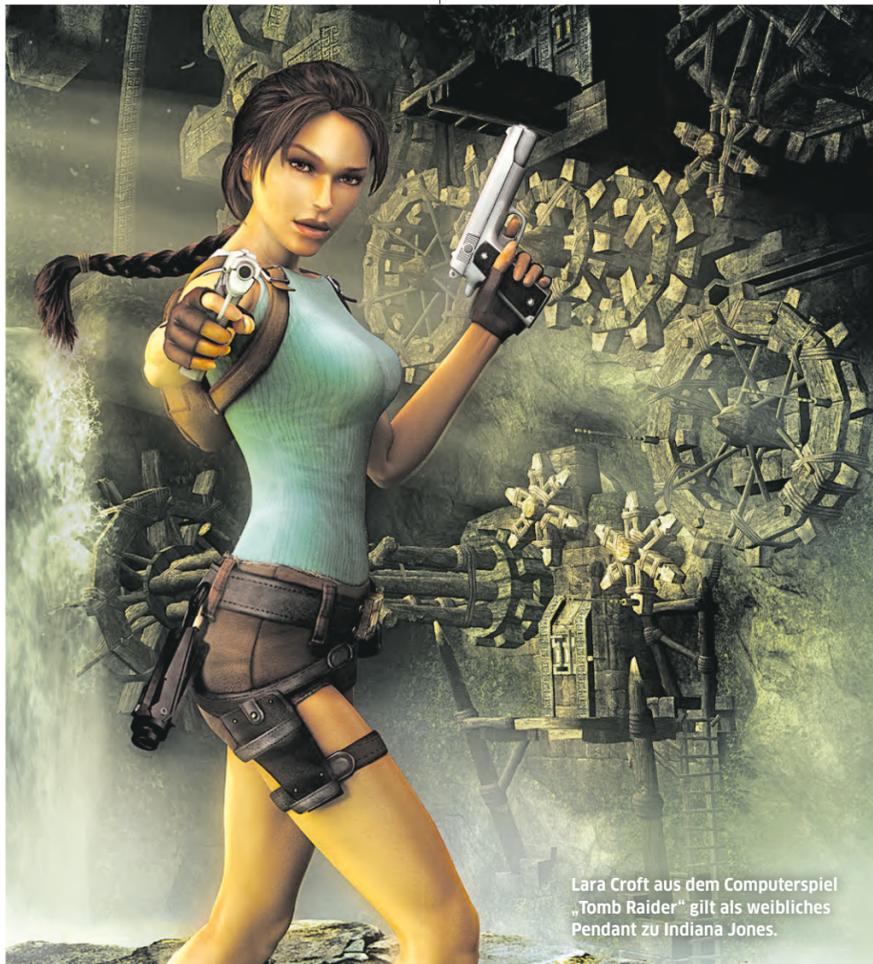
Aida Khemiri ist eine tunesische DJane und Digital-Rights-Aktivistin. Bei Jeem.me engagiert sie sich als Social-Media-Managerin.

„Mein Feminismus kann nur intersektionell sein! Er muss die Anstrengungen von bäuerlichen Frauen genauso wie die von Transgender-Menschen widerspiegeln. Für mich ist jedes Thema feministisch: Technologie, Sprache, Migration, Rassismus ... Nur wenn wir solidarisch sind und unsere Privilegien kennen, können wir die Systeme der Unterdrückung und des Patriarchats herausfordern.“

SCHLUSS MIT DEM JUNGSClub!

Obwohl sich fast genauso viele Frauen wie Männer für digitale Spiele begeistern, ist die Branche nach wie vor von männlichen Vorstellungen geprägt.

ANNETTE WALTER



Lara Croft aus dem Computerspiel „Tomb Raider“ gilt als weibliches Pendant zu Indiana Jones.



Bei dem Spiel „Just Cause“ schlüpfen die Spielerinnen und Spieler in die Rolle des US-Agenten Rico Rodriguez, der einen Diktator stürzen soll.

Isabella Rodolfo war zwei Jahre alt, als ihr Vater eines Tages eine Spielekonsole mit nach Hause brachte. Eigentlich wollte er selbst damit spielen, doch bald schnappte sich Isabella das Gerät, obwohl sie noch nicht einmal lesen und schreiben konnte. Seitdem ist die heute 23-jährige Brasilianerin begeisterte Gamerin.

Mittlerweile sind Frauen in vielen Ländern der Welt – auch in Deutschland – als Nutzerinnen von Computer- und Videospiele fast gleich stark vertreten wie Männer. Doch die Branche ist nach wie vor männlich geprägt, nur ein gutes Viertel der Beschäftigten ist weiblich. In Ländern, in denen Gaming besonders populär ist, liegt der Anteil sogar noch niedriger: Kanada kommt gerade mal auf 16 Prozent, Großbritannien auf 19 Prozent. Diese Zahlen entstammen der „Games-Studie 2017“, der auch zu entnehmen ist, dass Frauen entlang der Wertschöpfungskette stärker in der Distribution als in der Produktion vertreten sind.¹

Um Frauen in der Branche zu fördern, will „games“, der Verband der deutschen Games-Branche, mehr Mädchen und junge Frauen für eine Karriere in derselben begeistern. Dafür engagiert er sich unter anderem beim jährlich stattfindenden bundesweiten „Girls'Day“ und mit eigenen Formaten wie etwa einem „Women in Games Get-together“ oder der „Womenize!“. Geschäftsführer Felix Falk beobachtet momentan einen tief greifenden Wandel: Games-Studiengänge sind mittlerweile von ebenso vielen Studentinnen wie Studenten besetzt, und neue Studios werden nicht selten in gemischten Teams gegründet.

Doch zurück zu Isabella Rodolfo. 2018 gehörte sie zu den Teilnehmerinnen des zweiwöchigen Programms „Girl Games“. Das Goethe-Institut São Paulo hatte ein gutes Dutzend Frauen aus

Südamerika und Deutschland eingeladen, um über zentrale Themen der Spielebranche zu sprechen – etwa über den Sexismus, den geringen Anteil von Frauen insbesondere unter den Programmierern oder das stereotype und teils frauenfeindliche Charakter-Design in digitalen Spielen.

In vielen Ländern der Welt gibt es fast genau so viele weibliche wie männliche Nutzer von Computerspielen.

Isabella Rodolfo hat Sprach- und Literaturwissenschaften studiert und sich dann dem Game Design zugewendet. Derzeitiges Projekt: ein Spiel mit dem Titel „Timo the game“. Im Mittelpunkt steht der Junge Timo, der zwar über die Fähigkeit verfügt, durch Bücher zu reisen und Teil der Geschichten zu werden, dann aber in diesen gefangen ist. Die Spielenden müssen ihm nun dabei helfen, wieder in die reale Welt zurückzukehren.

Isabella fühlt sich sicher bei dem, was sie tut. Vielleicht war es eben jene Spielekonsole ihres Vaters, die Isabellas Zukunft prägte. In der Regel sind es ja die Jungen, die schon solche Geräte zu Weihnachten oder zum Geburtstag bekommen. Mädchen hingegen, so erzählt sie, kämen damit, wenn überhaupt, erst viel später in Berührung. Auch sie selbst hatte lange das Gefühl, ihre männlichen Kollegen seien ihr fachlich überlegen. Abgeschreckt hat sie das aber nie – vielleicht auch deshalb, weil unter ihren Vorgesetzten bisher immer auch mindestens eine Frau war.

¹ Castendyk, O. & Müller-Lietzkow, J. (2017): „Abschlussbericht zur Studie: Die Computer- und Videospieleindustrie in Deutschland“. Forschungs- und Kompetenzzentrum Audiovisuelle Produktion der Hamburg Media School.

Auch bei Perla Peralta Mezones, ebenfalls Teilnehmerin der „Girl Games“, begann die Games-Leidenschaft in der Kindheit. Die 22-jährige Informatikstudentin aus Lima inspirierten die Lehrer ihrer Computerklasse in der Grundschule und an der Highschool – und ihre Großmutter, die ihr immer sagte, dass sie im Leben alles erreichen könne. Dennoch fiel es Perla schwer, eine Laufbahn einzuschlagen, die so männerdominiert ist. Sie stört, dass einige Firmen und unabhängige Entwickler Games immer noch als einen Jungclub betrachten. Sie ist überzeugt, dass jene Frauen, die in der Games-Industrie arbeiten oder MINT-Fächer studieren, unbedingt ihre Erfahrungen mit anderen jungen Frauen teilen müssen. „Gerade Mädchen verfügen oft über überdurchschnittliche logische Fähigkeiten. Wir verlieren sie, weil sie gar nicht wissen, dass es uns gibt.“

Während die Helden in der Regel männlich sind, werden Frauen meist sexualisiert oder dumm dargestellt.

Sabine Hahn hält die Spieleindustrie, in der sie selbst zehn Jahre gearbeitet hat, hingegen keineswegs für frauenfeindlich, „ganz im Gegenteil“. Sie erzählt, sie habe nie bewusste aggressive sexuelle Anfeindungen erlebt. Die Beraterin und Medienwissenschaftlerin forscht seit Jahren zur Games-Branche in Deutschland. Ihre Dissertation behandelte das Thema „Gender und Gaming – Frauen im Fokus der Games-Industrie“. Sie habe keinerlei Belege für offene Diskriminierung von Frauen finden können. Allerdings, so erzählt sie, gebe es in Bereichen, in denen Frauen unterrepräsentiert sind, Tendenzen, es bei diesem Ungleichgewicht zu belassen. Unternehmen müssten mehr tun. Dabei geht es um die Präsentation von Mitarbeiterinnen nach außen genauso wie um interne Mentoring-Programme und flexiblere Arbeitsbedingungen.

Mehr Sichtbarkeit von Frauen in der Games-Branche – dabei hilft es auch, wenn sich Frauen untereinander besser vernetzen, ob im

echten Leben oder virtuell. Der Hashtag #SheMakesGames ist ein gutes Beispiel für eine gelungene Social-Media-Initiative. Sabine Hahn glaubt: „Wir sind auf einem guten Weg, aber ich befürchte, dass wir noch eine ganze Weile beharrlich auf die Missstände hinweisen müssen.“

Was Frauen wie Isabella Rodolfo richtig nervt, ist die klischeehafte Darstellung männlicher und weiblicher Charaktere in vielen Spielen. Während die identifikationsstarken Helden oder Schurken in der Regel Männer seien, würden Frauen meist sexualisiert oder dumm dargestellt. „Die Entwickler halten an Stereotypen fest, weil sie vor allem an die männliche Zielgruppe denken.“ Ein Trugschluss, wie wir seit der Games-Studie wissen.

Stereotype müssen weg, findet auch Constanza Garcías Solé aus Buenos Aires. Sie beschäftigt sich mit sogenannten Otome-Spielen (*otome*, japanisch: Mädchen), die sich speziell an Mädchen und Frauen richten. Dieses Genre wurde seit Mitte der 1990er-Jahre als Pendant zu den „Gal Games“, die für eine männliche Zielgruppe konzipiert sind, entwickelt. Frauen würden in Spielen bisher vor allem als potenzielle Liebhaberinnen oder Mütter gesehen, aber nicht als Arbeiterinnen, Freundinnen oder Partnerinnen. Gebe es mehr Figuren wie die furchtlose Teenagerin Ellie aus „The Last of Us“, würden die Männer von ihrer Meinung abrücken, dass eine Frau vor allem nützlich für sie sein müsse, sagt Constanza Solé.

Sabine Hahn hält den Vorwurf einer sexistischen Charakterzeichnung für zu pauschal. Sie bedauert zudem, dass über Edutainment und Lernspiele generell weniger berichtet werde. Es gebe zwar Sexismus in Spielen, aber eben auch Themen wie Bi- und Homosexualität und Transgender-Figuren. Die Bandbreite sei mittlerweile vielfältiger und differenzierter als früher. Die Computerspielezeitschrift „PC Games“ kürte vor einiger Zeit die 50 besten Games-Heldinnen und fand dafür viele Kandidatinnen. Einfach nur wenig anhaben und im Bild herumlungern reicht nicht, so das Motto. Das klingt zwar gut. Allerdings ist der Großteil der virtuellen Frauen in diesem Ranking doch wieder schlank und trägt Tanktop.

ANNETTE WALTER ist freie Journalistin, lebt in München und Berlin und schreibt unter anderem für die „taz“ und das „Missy Magazine“. Ihre Schwerpunkte sind Popkultur und Politik.



Erkan Affan ist ein arabisch-türkischer queerer Aktivist aus London. Erkan ist Co-Kurator von „Noon“, dem ersten queer-muslimischen Festival in Deutschland, und Mitarbeiter von Jeem.me.

„Mein Traum von der Gleichstellung ist: Niemand wird nach seiner Identität bewertet. Alle achten die Kämpfe der trans-Frauen* (verschiedener Hautfarben) und ihren Beitrag zur Gleichberechtigung. Mein Traum ist ein universelles Verständnis dafür, dass die Gleichstellung der Geschlechter im Interesse aller ist und niemandem schadet.“

DIE MORAL DER MASCHINE

Vor dem Algorithmus sind wir alle gleich – oder etwa nicht? Es kommt darauf an, wer die Algorithmen programmiert und mit welchen Daten man sie füttert. Die Gefahren der Diskriminierung sind vielfältig.

PHILIPP HÜBL

Ein Kollege hat mir einmal erzählt, dass Amazon besser als seine Frau wisse, was er sich zum Geburtstag wünscht. Diese besonders enge Beziehung zwischen ihm und dem Online-Versandhändler basiert auf Algorithmen. Aus den Käufen meines Kollegen und Millionen von Interaktionen vergleichbarer Kundinnen und Kunden kann die Software maßgeschneiderte Angebote für ihn berechnen.

Ein Algorithmus ist ein effektives Problemlöseverfahren, wie zum Beispiel das Rechenprogramm „Addition“: Es liefert auf den Input „2+2“ (das „Problem“) den Output „4“ (die „Lösung“). Auch Getränkeautomaten, Schachcomputer, Wettersimulationen oder eben Kaufvorschläge auf Amazon funktionieren im Prinzip nach diesem Muster.

Wie andere Errungenschaften der modernen Technologie können Algorithmen Segen oder Fluch sein. Sie sind ein Segen, weil sie uns den Alltag immens erleichtern: Sie helfen Ärztinnen und Ärzten, seltene Krankheiten zu entdecken, organisieren den weltweiten Flugverkehr und ersparen uns viele langweilige Tätigkeiten. Algorithmen können aber auch ein Fluch sein, denn manchmal sind sie schlecht programmiert, intransparent und verleiten uns dazu, naiv auf sie zu vertrauen.

So hat beim internationalen Schönheitswettbewerb „Beauty.AI“ im Jahr 2016 eine Jury von eigens programmierten, selbstlernenden Robotern die Fotos von mehr als 6.000 Menschen aus über 100 Ländern bewertet. Das Ergebnis war verstörend: Unter den Gewinnerinnen und Gewinnern, also den von der Software gekürten „schönsten Fotos“, befanden sich fast nur Weiße. Menschen asiatischer Herkunft waren kaum und Schwarze gar nicht repräsentiert. Offenbar ermittelte das Programm nicht objektive Schönheit, sondern war in seinem Urteil rassistisch. Das kann drei Gründe gehabt haben, die verschiedene Gefahren beim Einsatz von Algorithmen verdeutlichen. Entweder war das Programm einfach schlecht konzipiert oder der Input für die selbstlernende Software bestand, trotz guter Programmierung, nur aus Gesichtern von Weißen. Die dritte Möglichkeit sollte man auch im Hinterkopf

behalten: Vielleicht hatten die Programmiererinnen und Programmierer unbewusste Vorurteile, die sich erst in der Anwendung zeigten. Die Veranstalterinnen und Veranstalter jedenfalls haben aus ihren Fehlern gelernt und jetzt die neue Forschungsgruppe „Diversity AI“ gegründet, um in Zukunft Vielfalt sicherzustellen.

Bei Schönheitswettbewerben mag man den Einsatz von lernenden Algorithmen als Spielerei abtun. Es gibt sie jedoch inzwischen überall. Gerade im Staatsapparat sind die potenziellen Gefahren für eine faire Gesellschaft, die die Teilhabe von Minderheiten sicherstellt, dadurch ungleich größer. Das zeigt sich besonders in der Polizei- und Gerichtsarbeit. So macht der britische Informatiker Noel Sharkey darauf aufmerksam, dass die Sicherheitssoftware an einigen Flughäfen Versuchspersonen allein aufgrund ihrer Hautfarbe als „verdächtig“ einstuft – ein Fall von „Racial Profiling“. Weil einige Täterinnen und Täter in der Vergangenheit aus dem arabischen Raum stammten, stellt die Software jetzt Araberinnen und Araber unter Generalverdacht.

Nun korrelieren einige Merkmale tatsächlich: Männer begehen deutlich häufiger Straftaten als Frauen. Das Merkmal „Mannsein“ ist also ein besserer Indikator für potenzielle Straftaten als das Merkmal „Frausein“. Auf diese Weise ist nicht nur unser Bauchgefühl im Alltag, sondern auch das Urteil von Polizistinnen und Polizisten im Einsatz eine Art Algorithmus. Wir beobachten Einzelbeispiele und schließen davon auf die allgemeine Regel. Viele Studien zeigen jedoch, dass wir dabei alles andere als objektiv sind, weil wir dem „Bestätigungsirrtum“ anheimfallen: Wer schon eine Meinung hat, sucht nur noch nach Belegen für seine These und ignoriert die Gegenbeispiele.

Auf den ersten Blick verspricht ein Algorithmus hier, besser zu urteilen, weil er auf der objektiven Berechnung vieler Daten basiert. In der Praxis sind solche Programme aber oft nicht besser als unser trügerisches Bauchgefühl. Zum Beispiel beim „Predictive Policing“: Die US-Polizei setzt in Städten wie Los Angeles eine Software ein, die auf Basis bisheriger Straftaten bestimmte

Stadtteile als besonders anfällig markiert. Das hat jedoch Nebeneffekte. In einigen Bezirken mit einem hohen Bevölkerungsanteil von Schwarzen werden die Menschen häufiger kontrolliert, und somit werden dort auch häufiger Straftaten festgestellt. Die Software erliegt dann ebenfalls dem Bestätigungsirrtum und markiert das Viertel als besonders gefährlich, was wiederum zu mehr Kontrollen führt, die eben diese Vorhersage bestätigen.

Wie beim „Racial Profiling“ am Flughafen mag das zwar die Sicherheit in dem Viertel ein wenig erhöhen, weil mehr Straftäterinnen und Straftäter gefasst werden. Das geschieht jedoch auf Kosten der Freiheitsrechte vieler Unschuldiger, die aufgrund ihrer Ethnie diskriminiert werden.

Lorena Jaume-Palasi, die Mitgründerin von „AlgorithmWatch“, warnt daher vor den Gefahren intransparenter und vor allem schlecht programmierter Algorithmen. So verwenden Richterinnen und Richter in den USA die „COMPAS-Software“, die berechnet, wie wahrscheinlich es ist, dass eine Straftäterin oder ein Straftäter rückfällig wird. Das Problem ist hier eine schlechte Programmierung, die Schwarze überproportional benachteiligt. Jaume-Palasi plädiert für mehr Transparenz bei „Predictive-Policing“-Software, die inzwischen auch in einigen Bundesländern in Deutschland im Einsatz ist. Um Missbrauch vorzubeugen, müsse man die Programme streng kontrollieren und alle Berechnungen protokollieren. Das stelle die Behörden aber vor ein grundsätzliches Problem, denn die kommerziellen Anbieter wollen natürlich den Quellcode, den Kern ihres Geschäftsmodells, nicht ohne Weiteres preisgeben.

Jaume-Palasi und Sharkey drängen wie auch viele Philosophinnen und Philosophen darauf, eine verbindliche Roboterethik zu entwickeln. Die ersten Entwürfe machen bereits deutlich, dass Algorithmen und Maschinen zwar selbst keine moralischen Wesen sind, die denken oder zwischen Gut und Böse unterscheiden können, dass aber die Programmiererinnen und Programmierer eine besondere Verantwortung haben, wenn ihre Algorithmen zum Einsatz kommen.

Eine weitere Gefahr kommt nämlich noch hinzu: Wir vertrauen allzu schnell und leichtfertig Programmen, weil wir sie für objektiv und fehlerfrei halten. Als die ersten Navigationssysteme in Autos installiert waren, sind immer wieder Autofahrerinnen und -fahrer sklavisch der Stimme aus dem schwarzen Kasten gefolgt und schnurstracks in Baustellen und Flüsse gefahren. Menschen leben zwar gern selbstbestimmt, aber sie sind oft allzu schnell bereit, ihre Autonomie abzugeben.

Neben der Roboterethik, die die Entwicklerinnen und Entwickler in die Pflicht nimmt, brauchen wir also auch eine Anleitung für Userinnen und User, wie man vernünftig mit Algorithmen interagiert. Mit anderen Worten: Eine Roboterethik gilt zuallererst für uns, die Anwenderinnen und Anwender.

PHILIPP HÜBL ist Philosoph und forscht in der Philosophie des Geistes, Handlungstheorie und Wissenschaftstheorie. Von 2012 bis 2018 lehrte er an der Universität Stuttgart. Hübl ist Autor verschiedener Bücher, zuletzt erschien von ihm „Die aufgeregte Gesellschaft“.



Am Berliner Bahnhof Südkreuz endete kürzlich ein Pilotprojekt zur automatischen Gesichtserkennung. Die Trefferquote lag bei mehr als 80 Prozent. Ein geplanter Versuch zur Verhaltens- und Mustererkennung wurde auf unbestimmte Zeit verschoben.

**KUL —→ TUR
SYMPOSIUM
WEIMAR ←→**

Das Kultursymposium Weimar ist eine Veranstaltungsreihe des Goethe-Instituts, in der globale Gesellschaftsfragen mit Vertreterinnen und Vertretern unterschiedlicher Disziplinen aus aller Welt diskutiert werden.

Das Kultursymposium Weimar findet statt vom 19. bis zum 21. Juni 2019. Dort diskutieren auch Noel Sharkey und Lorena Jaume-Palasi über „Einprogrammierte Vorurteile. Algorithmen und Diskriminierung“.

www.goethe.de/kultursymposium

IN THE FLESH

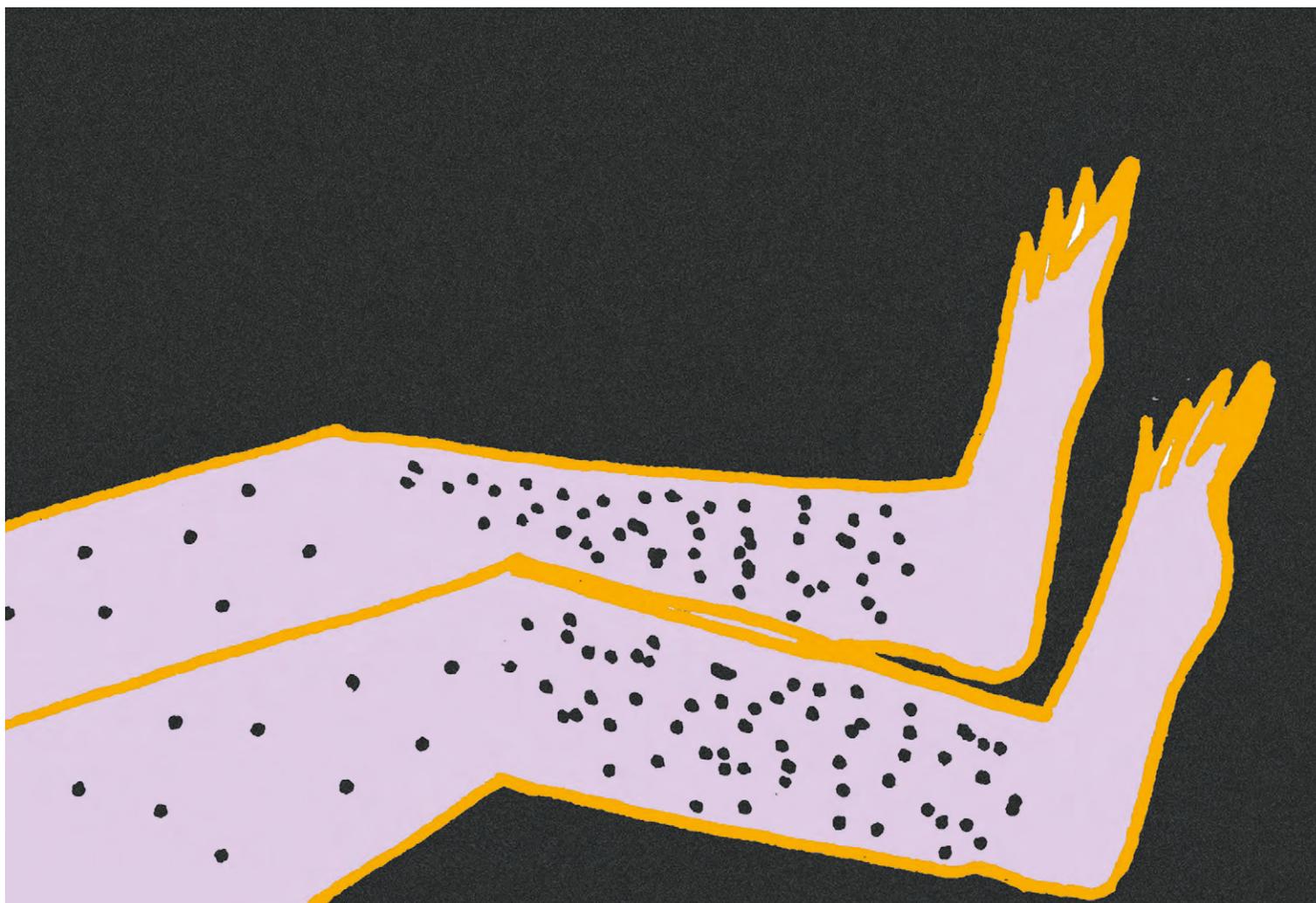
Meine Installation „In The Flesh“ (2017, das Foto zeigt einen Ausschnitt) dreht sich um das Konzept der romantischen Liebe – dargestellt durch ein fiktives Objekt, dessen anonymer Charakter sinnbildlich für die mediale Vermittlung von „Liebe“ und „Romantik“ steht. Im Kern wollte ich wissen, wie sehr das „Anziehende“ von unserem sozialen und politischen Umfeld bestimmt wird. Als übergewichtige, farbige, im konventionellen Sinne unattraktive Frau wollte ich mich über die mitunter absurden Bedingungen, unter denen sich Menschen ineinander verlieben, lustig machen. Indem ich das Konzept der romantischen Liebe so darstelle, weise ich auch auf die Ironie hin, dass wir uns (damit meine ich auch mich selber) im Zeitalter des Kapitalismus über unsere eigenen Umstände ja absolut im Klaren sind – und wie anstrengend die gesellschaftlichen Erwartungen an uns sein können. Mithilfe von Stereotypen wie der tiefroten Wand und der „romantischen“ Textform zeichne ich das Bild einer Frau, die so sehr geliebt werden will, dass sie ihrem Internetfreund verspricht, ihn niemals zu treffen – es geht ihr einzig darum, eine Leerstelle auszufüllen.



Die neuseeländische Künstlerin und Autorin **Natasha Matila-Smith** (Māori: Ngāti Kahungunu, Ngāti Hine, Sale'aumua, Pākehā) lebt in dem eigens für Māori geschaffenen

Wahlkreis Tāmaki Makaurau in der Region Auckland. 2014 schloss sie an der University of Auckland ihr Studium der Kunstwissenschaften ab. In ihren Installationen und Texten setzt sie sich mit sozialen Beziehungen und Ängsten auseinander. Sie versteht sich als „intersektionelle Feministin“, die sich mit feministischen Themen auseinandersetzt, dies aber immer auch vor dem Hintergrund ihrer eigenen Herkunft tut. 2018 war sie im Rahmen der Netzwerke „Feminismus und Popkultur“ in Berlin. Das Projekt des Goethe-Instituts in Kooperation mit dem „Missy Magazine“ richtete sich an Kulturschaffende aus Südostasien, Australien und Neuseeland.





RAWAND ISSA

Die libanesische Comic-Künstlerin illustriert unter anderem auch die Webseite von Jeem.me.

www.jeem.me/de

Goethe-Institut e. V.
Zentrale
Oskar-von-Miller-Ring 18
80333 München
www.goethe.de

BERTELSMANN

 holtzbrinck
Publishing Group

Diese Beilage wurde ermöglicht
durch die freundliche Unter-
stützung folgender Unternehmen
aus dem Wirtschaftsbeirat des
Goethe-Instituts:

 Stiftung
Vera und Volker
Doppelfeld



 WÜRTH

IMPRESSUM

Herausgeber:

Goethe-Institut e. V.
Oskar-von-Miller-Ring 18
80333 München
Tel. +49 89 15 921 0

Präsident:

Prof. Dr. h. c. Klaus-Dieter Lehmann

Vorstand:

Johannes Ebert
(Generalsekretär),
Rainer Pollack
(Kaufmännischer Direktor)

Redaktion:

Dr. Jessica Kraatz Magri (V.i.S.d.P.),
Dr. Alexander Behrmann, Seyna Dirani

© 2019, Goethe-Institut
Nachdrucke, auch auszugsweise,
nicht gestattet.
www.goethe.de

Verlag:

TEMPUS CORPORATE GmbH –
Ein Unternehmen des ZEIT Verlags
Alt-Moabit 94, 10559 Berlin
Tel. +49 30 59 00 48 411

Geschäftsführung:

Jan Hawerkamp,
Dr. Mark Schiffhauer

Projektleitung:

Dr. Joachim Schüring

Art-Direktion:

Christopher Delaney,
Jessica Sturm-Stammberger

Bildredaktion:

Beatrice Jansen

Lektorat:

Dr. Katrin Weiden

Herstellung:

Dirk Woschei

Druck:

Bechtle Verlag & Druck,
Esslingen

Erscheinungsdatum:

13.6.2019

Bildnachweise:

S. 2, 9, 15, 19: Anja

Weber; S. 3: Martin Ebert, Louisa Marie

Summer; S. 7: re:work/Foto: Maurice

Weiss; S. 10, 11: Michael Dunn;

S. 13: privat; S. 16, 17: Square Enix

GmbH; S. 21: Jörg Carstensen/dpa; S.

22, 23: privat, Natasha Matila-Smith;

Rückseite: Rawand Issa

 **MIX**
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C022185